

DAS PARADOXON
DES VERSTUMMENS

DAS PARADOXON DES VERSTUMMENS

Hofmannsthal, Mach, Mauthner, Wittgenstein

Zu Hugo von Hofmannsthals „Ein Brief“ (1902)

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2026

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas

Essay über Hofmannsthals Chandos-Brief und die Sprachkrise um 1900. Die Zitate folgen Hofmannsthal, Ein Brief (1902); Mach, Die Analyse der Empfindungen (5. Aufl. 1906); Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache (1901/02); Wittgenstein, Logisch-philosophische Abhandlung (1921).

*[...] eine Sprache, von deren Worten mir auch nicht
eines bekannt ist, eine Sprache, in welcher die stummen
Dinge zu mir sprechen [...]*

— Hugo von Hofmannsthal, *Ein Brief* (1902)

KAPITEL I

Ein Brief aus dem Jahr 1603

Hugo von Hofmannsthals Prosawerk *Ein Brief* – in der Literaturwissenschaft uneinheitlich als *Brief des Lord Chandos an Francis Bacon* oder schlicht als Chandos-Brief bezeichnet – erschien am 18. und 19. Oktober 1902 in zwei Teilen im Feuilleton der Berliner Zeitung *Der Tag*. Das Schriftstück zählt zu den wirkmächtigsten Schlüsseltexten der literarischen Moderne um die Jahrhundertwende und gilt als paradigmatisches Zeugnis einer grundlegenden Krise der europäischen Geistesgeschichte.

Das Werk ist als fiktives historisches Dokument gestaltet, datiert auf den 22. August 1603. Der sechszwanzigjährige, erfundene Philipp Lord Chandos, jüngerer Sohn des Earl of Bath, wendet sich darin an den realen englischen Staatsmann, Philosophen und Naturforscher Francis Bacon. Er antwortet auf einen besorgten Brief Bacons, der nach den Gründen für das zweijährige Schweigen und den völligen Stillstand seiner einst hochgelobten literarischen und gelehrten Produktion gefragt hatte.

Die Wahl dieses historischen Rahmens trägt eine vielschichtige poetologische und erkenntnistheoretische Bedeutung. Bacon verkörpert die Wiege des modernen Empirismus, den Aufstieg der exakten Naturwissenschaften und den Glauben an die systematische, begriffliche Erfassbarkeit der Welt durch die Vernunft. Chandos bildet das Gegenüber zu diesem rationalistischen Ordnungssystem: Er erfährt an der eigenen Subjektivität das radikale Scheitern ebenjener begrifflichen Welterfassung.

Indem Hofmannsthal die Krise in die Wende vom elisabethanischen ins jakobäische Zeitalter verlegt, projiziert er die Umbruchserfahrungen der Wiener Moderne um 1900 auf eine historische Folie. Die Wiener Jahrhundertwende war geprägt vom Zerfall überlieferter Weltbilder, von beschleunigter Industrialisierung, erstarrten bürokratischen Sprachkonventionen und einer zunehmen-

den Entfremdung zwischen Subjekt und Außenwelt. Der Brief schildert daher keineswegs nur eine individuelle Schreibblockade; er diagnostiziert eine kollektive, epochale Krise des Sprach- und Erkenntnisvertrauens.

KAPITEL 2

Die Anatomie der Sprachkrise

Die im Brief geschilderte Sprachnot entsteht nicht schlagartig, sondern folgt einer inneren Dynamik, die Hofmannsthal nach dem Muster eines fortschreitenden Krankheitsverlaufs anlegt. Chandos selbst spricht von einer „Krankheit meines Geistes“. Die Entfremdung von der Welt und der Sprache vollzieht sich in klar unterscheidbaren Phasen.

Die ursprüngliche Einheit

In seiner Jugend erlebte Chandos das Dasein als eine rauschhafte Synthese. Geistige und körperliche Welt, höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst bildeten für ihn keinen Gegensatz; in allem fühlte er Natur und in aller Natur sich selbst. Das Universum erschien ihm als Geflecht von Entsprechungen, „alles wäre Gleichnis und jede Kreatur ein Schlüssel der andern“. Aus diesem Zustand harmonischer Weltaneignung heraus verfasste er bereits mit neunzehn Jahren Schäferspiele wie den „Neuen Paris“, den „Traum der Daphne“ und das „Epithalamium“, und er entwarf weitgreifende Pläne: eine Darstellung der ersten Regierungsjahre Heinrichs VIII., eine Deutung der antiken Mythen als Hieroglyphen einer geheimen Weisheit und eine enzyklopädische Sammlung von Apophthegmata unter dem Titel „Nosce te ipsum“.

Der Zerfall der Begriffe

Diese Einheit bricht zunächst auf der Ebene der abstrakten Worte und Urteile zusammen. Chandos empfindet ein unerklärliches Unbehagen, die Worte

„Geist“, „Seele“ oder „Körper“ auch nur auszusprechen, und findet es innerlich unmöglich, über die Angelegenheiten des Hofes oder des Parlaments ein Urteil abzugeben. Dann greift die Störung auf das alltägliche Gespräch über. Sätze wie jene, ein Sheriff sei ein böser, ein Prediger ein guter Mensch, eine Familie komme in die Höhe, eine andere sinke hinab, erscheinen ihm

so unbeweisbar, so lügenhaft, so löcherig wie nur möglich.

— Hugo von Hofmannsthal, *Ein Brief*

Die konventionelle Sprache enthüllt sich ihm als erstarrtes Zeichensystem, das die tatsächliche Komplexität der Wirklichkeit nicht mehr abbildet. In der berühmtesten Formulierung des Briefes beschreibt er, wie ihm die abstrakten Worte, deren sich die Zunge bedienen muss, um irgendein Urteil an den Tag zu geben, „im Munde wie modrige Pilze“ zerfielen.

Der Zerfall der Wahrnehmung

Schließlich erfasst die Störung die unmittelbare Wahrnehmung. Chandos verliert das Vermögen, Menschen und ihre Handlungen „mit dem vereinfachten Blick der Gewohnheit“ als Ganzes zu erfassen; er sieht alles in unheimlicher Nähe, wie ein Stück Haut unter dem Vergrößerungsglas. Seine Wahrnehmung zersplittert:

Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten und in die ich wieder hineinstarren muß. Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt.

— Hugo von Hofmannsthal, *Ein Brief*

Der gescheiterte Heilversuch

Ein Versuch, sich in die geistige Welt der Alten hinüberzuretten, schlägt fehl. Platon meidet Chandos, weil ihm vor der Gefährlichkeit seines bildlichen Fluges graut; an Seneca und Cicero, an dieser „Harmonie begrenzter und geordneter Begriffe“, hofft er zu gesunden. Er versteht diese Begriffe wohl, sieht ihr Verhältnisspiel wie herrliche Wasserkünste vor sich aufsteigen – doch sie haben es nur miteinander zu tun, und das Persönliche seines Denkens bleibt von ihrem Reigen ausgeschlossen. Er fühlt sich wie in einem Garten voller augenloser Statuen eingesperrt und flüchtet wieder ins Freie.

KAPITEL 3

Epiphanie und die Sprache der stummen Dinge

Der Verlust der konventionellen Sprache bedeutet für Chandos kein reines geistiges Absterben. An die Stelle der begrifflichen Welterfassung tritt eine neuartige, ekstatische Empfänglichkeit für die unmittelbare Umwelt. In dem Moment, in dem die Abstraktion versagt, beginnen die unscheinbarsten Gegenstände zu dem vereinzelter Subjekt zu sprechen.

Hofmannsthal entwirft hier das Konzept einer profanen Epiphanie. Nicht die erhabenen Werke der Kultur oder die großen religiösen Zeichen lösen die Offenbarungen aus, sondern gänzlich unansehnliche Dinge: eine Gießkanne, eine auf dem Feld verlassene Egge, ein Hund in der Sonne, ein ärmlicher Kirchhof, ein kleines Bauernhaus – alles dies kann, wie Chandos schreibt, „das Gefäß meiner Offenbarung werden“, gefüllt von jener „sanft und jäh steigenden Flut göttlichen Gefühles“. Sein unbenanntes, seliges Gefühl bricht eher aus einem fernen, einsamen Hirtenfeuer hervor als aus dem Anblick des gestirnten Himmels, eher aus dem Zirpen einer letzten, dem Tode nahen Grille als aus dem Dröhnen der Orgel.

Am eindringlichsten ist die Szene unter dem Nussbaum: eine halbvolle Gießkanne, von einem Gärtnerburschen vergessen, das vom Schatten des Baumes finstere Wasser darin und ein Schwimmkäfer, der von einem dunklen Ufer zum andern rudert. Diese „Zusammensetzung von Nichtigkeiten“ durchschauert Chandos mit einer solchen Gegenwart des Unendlichen, dass er in Worte ausbrechen möchte – und sich doch schweigend abwendet. In solchen Augenblicken löst sich die Grenze zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und dem Wahrgenommenen auf; das Ich fließt in die Dinge hinüber. Fällt die Bezauberung von ihm ab, so weiß er nichts mehr darüber auszusagen.

Die Ratten und die Muräne

Die Intensität dieser Erfahrung verdeutlicht Chandos an zwei Beispielen. Er hatte Auftrag gegeben, den Ratten in den Milchkellern eines seiner Meierhöfe Gift zu streuen; beim abendlichen Ausritt tut sich ihm plötzlich im Innern dieser Keller auf, erfüllt vom Todeskampf der Tiere. Es liegt nahe, dies als Mitleid zu lesen – doch Chandos wehrt diese Deutung ausdrücklich ab:

Es war viel mehr und viel weniger als Mitleid: ein ungeheures Anteilnehmen, ein Hinüberfließen in jene Geschöpfe [...].

— Hugo von Hofmannsthal, *Ein Brief*

Das zweite Beispiel ist der römische Redner Crassus, der eine zahme Muräne über alle Maßen liebte und über ihren Tod Tränen vergoss. Im Senat verspottet, gab er zur Antwort, er habe beim Tod seines Fisches getan, was sein Spötter beim Tod seiner beiden Frauen nicht getan habe. Chandos aber interessiert nicht die schlagfertige Antwort, die die Lacher auf Crassus' Seite brachte, sondern die Figur selbst: ein Mensch, der von einer scheinbaren Nichtigkeit bis ins Mark erschüttert wird, mitten in einem weltbeherrschenden Senat. In ihr erkennt er ein Spiegelbild seiner selbst, „über den Abgrund der Jahrhunderte hergeworfen“.

Der Verzicht

Als Konsequenz erklärt Chandos, dass er künftig weder ein englisches noch ein lateinisches Buch mehr schreiben werde. Die Sprache, in der zu schreiben und zu denken ihm vielleicht gegeben wäre, sei keine der bekannten, sondern eine, von deren Worten ihm kein einziges bekannt ist: eine Sprache, in der die stummen Dinge zu ihm sprechen und in der er sich vielleicht einst im Grabe vor einem unbekannten Richter verantworten werde.

KAPITEL 4

Das rhetorisch-poetologische Paradoxon

Die grundlegende Doppeldeutigkeit des Chandos-Briefes liegt in seiner stilistischen Vollendung. Chandos beklagt den gänzlichen Verlust seiner Fähigkeit, „über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen“ – und tut dies in einer rhetorisch hochdifferenzierten, stilistisch makellosen und bildgewaltigen Prosa. Der Text bedient sich ausgefeilter Perioden, erlesener Metaphern und einer präzise geordneten Argumentation, um das Versagen der Sprache darzustellen. Die Sprachskepsis scheint sich in der Meisterschaft ihrer eigenen Darstellung selbst aufzuheben.

In der literaturwissenschaftlichen Debatte wird dieses Paradoxon überwiegend durch eine Unterscheidung im Sprachbegriff aufgelöst. Hofmannsthal inszeniert nicht das physische Verstummen eines Autors, sondern die Krise einer bestimmten Sprachauffassung: der rationalistischen, konventionellen Begriffssprache. Der Brief führt vor, dass erstarrte Nutzsyntax und wissenschaftliche Abstraktion die lebendige Wirklichkeit verfehlen, während die poetische Metapher und das evokative Bild weiterhin vermögen, seelische Zustände anschaulich zu machen. Chandos selbst deutet diese andere Möglichkeit an, wenn er sein nächtliches Nachsinnen über Crassus beschreibt:

Und das Ganze ist eine Art fieberisches Denken, aber Denken in einem Material, das unmittelbarer, flüssiger, glühender ist als Worte.

— Hugo von Hofmannsthal, *Ein Brief*

Auch das sind Wirbel, heißt es weiter, aber solche, die nicht wie die Wirbel der Sprache ins Bodenlose führen, sondern in ihn selbst und „in den tiefsten Schoß des Friedens“.

Die Ironie gegenüber Bacon

Zudem enthält der Brief eine subtile Spannung gegenüber seinem Adressaten. Bacon stand für das Projekt einer begrifflichen Beherrschung der Natur durch den menschlichen Verstand. Chandos überhäuft ihn mit Verehrung – er nennt ihn den größten Wohltäter seines Geistes und den ersten Engländer seiner Zeit –, überlässt aber die Einordnung seiner seltsamen Erfahrung in das vor Bacon „harmonisch ausgebreitete“ Reich der geistigen und leiblichen Erscheinungen ausdrücklich der „unendlichen geistigen Überlegenheit“ seines Adressaten. Gerade diese Huldigung lässt sich als leise Ironie lesen: Ein Ordnungssystem, das alles einzuordnen beansprucht, wird mit einer Erfahrung konfrontiert, die sich jeder Einordnung entzieht. Damit rückt Hofmannsthal das naturwissenschaftliche Ordnungsethos der Frühen Neuzeit – und mittelbar den Positivismus seiner eigenen Gegenwart – in das Licht einer verkürzten Weltsicht.

Der Ausdruck „aufgeschwollene Anmaßung“ hingegen, der in diesem Zusammenhang gern auf Bacon bezogen wird, gilt im Text nicht dem Adressaten: Chandos bezeichnet damit seinen eigenen früheren Geist, der sich anmaßte, mit einem einzigen enzyklopädischen Buch alle Kreaturen aufzuschließen.

KAPITEL 5

Geistesgeschichtliche Einbettung

Der Chandos-Brief steht in engem Zusammenhang mit den philosophischen, psychologischen und sprachkritischen Erschütterungen des mitteleuropäischen Kulturraums um 1900. Hofmannsthal verarbeitete Denkanstöße, die zeitgleich in Naturwissenschaft, Philosophie und Sprachkritik formuliert wurden.

Eine erste Parallele besteht zur Erkenntniskritik des Physikers und Philosophen Ernst Mach, der das Ich nicht als stabile Einheit, sondern als relativ beständigen Komplex von Empfindungen beschrieb. Chandos erfährt diese Auflösung am eigenen Leib: In den Augenblicken der Epiphanie werden die Grenzen seiner Person durchlässig, das Ich geht in der Umwelt auf.

Zugleich korrespondiert der Text mit der radikalen Sprachkritik Fritz Mauthners, dessen *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* 1901 und 1902 erschienen. Mauthner argumentierte, die Sprache sei ein historisch zufälliges, konventionelles Werkzeug, das den Zugang zur Wirklichkeit eher versperre als eröffne. Hofmannsthals Bild der ins Leere führenden Wortwirbel übersetzt diese Einsicht in eine ästhetische Erfahrungsform.

Darüber hinaus berührt der Text das Werk Friedrich Nietzsches, der die Begriffe als erstarrte, abgenutzte Metaphern durchschaute und die Diagnose eines europäischen Nihilismus stellte. Nietzsches Skepsis gegenüber der Fähigkeit der Sprache, die Wahrheit zu erfassen, bildet den Nährboden für Chandos' Ekel vor den Schablonen des Alltagsdiskurses.

Schließlich nimmt der Brief Grundmotive der frühen Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins vorweg. Dessen Schlusssatz aus der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, dem *Tractatus*, dass man über das, wovon man nicht sprechen kann, schweigen müsse, findet in Chandos' Verzicht auf alles

künftige Schreiben sein poetisches Gegenstück. Den Linien, die von Mach über Mauthner zu Wittgenstein führen, gelten die folgenden Kapitel.

KAPITEL 6

Drei Lesarten der Rezeption

Die Wirkungsgeschichte des Briefes lässt sich in drei Dimensionen gliedern.

Die biographische Lesart

Zeitgenossen verstanden den Brief zunächst als persönliche Bankrotterklärung und Wendepunkt seines Autors. Hofmannsthal, das frühere Wunderkind des Wiener Fin de Siècle, das unter dem Namen „Loris“ debütiert hatte, schien sich damit von der reinen, neuromantischen Ästhetik des *l'art pour l'art* zu verabschieden. Tatsächlich markiert der Text den Übergang von der lyrischen Frühphase zum Drama, zu kulturkritischen Schriften und später zur Zusammenarbeit mit Richard Strauss. Eine Schreibpause, wie sie Chandos beklagt, gab es bei Hofmannsthal selbst freilich nicht.

Das performative Paradox

In der literaturwissenschaftlichen Rezeption steht der Widerspruch des Textes im Zentrum: Chandos beklagt den vollständigen Verlust der Fähigkeit, zusammenhängend zu denken und zu sprechen; zugleich geschieht diese Klage in makellosem, hochgradig kunstvollem Deutsch. Die Sprachskepsis hebt sich in der Meisterschaft ihrer eigenen Darstellung formal selbst auf.

Das Epochensymptom

Philosophisch und kulturgeschichtlich wurde der Brief rasch als programmatisches Manifest gelesen. Er spiegelt Machs Diagnose des „unrettbaren“ Ich eben-

so wie Mauthners Sprachkritik. Die hierarchische Ordnung der Welt bricht zusammen; nicht mehr die großen Begriffe zählen, sondern die Überwältigung durch das scheinbar Nichtigste – eine Gießkanne, einen Hund, eine sterbende Ratte. Autoren wie Robert Musil, Franz Kafka und Samuel Beckett knüpften an die Einsicht an, dass die überlieferte Sprache nicht mehr ausreicht, um die Zersplitterung moderner Erfahrung zu fassen.

KAPITEL 7

Ernst Mach: Das unrettbare Ich

Ernst Machs berühmtes Diktum „Das Ich ist unrettbar“ steht in den „Antimetaphysischen Vorbemerkungen“ seines erkenntnistheoretischen Hauptwerks *Die Analyse der Empfindungen*, das 1886 zuerst erschien. Es bildete ein philosophisches Fundament für das Lebensgefühl des Wiener Fin de Siècle und prägte Autoren von Hofmannsthal über Schnitzler bis Musil.

Mach veranschaulichte seine Auffassung mit einer berühmten Zeichnung. Liegt man auf einem Ruhebett und schließt das rechte Auge, so erscheint dem linken ein Teil des eigenen Körpers samt Umgebung, eingefasst von einem Rahmen aus Augenbrauenbogen, Nase und Schnurrbart. Einen festen Wesenskern sieht man dabei nicht – nur ein Gefüge gegenwärtiger Eindrücke ohne Zentrum. Mach entwarf diese Zeichnung, wie er selbst berichtet, als scherzhafte Antwort auf eine philosophische Schrift, die die Aufgabe stellte: „Die Selbstschauung ›Ich‹ auszuführen.“

Keine Substanzen, nur Elemente

Mach erteilt der Vorstellung eines festen geistigen Kerns eine radikale Absage. Die Welt besteht für ihn weder aus Materie noch aus Geist, sondern aus Elementen: Farben, Tönen, Wärmen, Drücken, Räumen, Zeiten. „Körper“ und „Ich“ sind relativ beständige Komplexe dieser Elemente, Notbehelfe zur vorläufigen Orientierung und für praktische Zwecke. Das Ich ist nach Machs Formulierung nur eine „ideelle denkökonomische, keine reelle Einheit“. Da Außen- und Innenwelt aus denselben Elementen bestehen, fällt die Trennwand zwischen Subjekt und Objekt. Und im Tod löst sich kein substanzieller Kern auf:

Die Elemente kommen, so Mach, lediglich „nicht mehr in der gewohnten geläufigen Gesellschaft vor“.

Den Kern seiner Diagnose fasst er in wenigen Sätzen zusammen:

Das Ich ist keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit. [...] Wichtig ist nur die Kontinuität. [...] Die Kontinuität ist aber nur ein Mittel, den Inhalt des Ich vorzubereiten und zu sichern. Dieser Inhalt und nicht das Ich ist die Hauptsache.

— Ernst Mach, *Die Analyse der Empfindungen*, Kap. I, § 12

Wenige Sätze später folgt der Satz, der zum Schlagwort einer Epoche wurde: „Das Ich ist unrettbar.“

Das Gegengewicht

Oft übersehen wird, welche Folgerung Mach selbst daraus zieht. Er sieht in dieser Einsicht keinen Anlass zur Verzweiflung, sondern den Weg zu einer gelasseneren Haltung: Wer das Ich nicht mehr so hoch bewerte, werde auf individuelle Unsterblichkeit gern verzichten und

zu einer freieren und verklärten Lebensauffassung gelangen, welche Mißachtung des fremden Ich und Überschätzung des eigenen ausschließt.

— Ernst Mach, *Die Analyse der Empfindungen*, Kap. I, § 12

Machs Befund ist also zunächst ein ethisch zuversichtlicher. Erst die literarische Rezeption verwandelte ihn in das Gefühl einer Identitätskrise.

Wirkung auf die Wiener Moderne

Hermann Bahr machte Machs Naturphilosophie 1904 mit seinem Essay „Das unrettbare Ich“ zum Programm der literarischen Moderne. Wenn das Ich kein

stabiles Kontinuum mehr ist, verliert der Mensch seine innere Verankerung. Die Kunst antwortete darauf mit dem Impressionismus, der Fixierung des flüchtigen Augenblicks und nervöser Stimmungsbilder, wie sie etwa Arthur Schnitzler prägten. Lord Chandos leidet an genau dieser Auflösung: Das logische Ordnungsgefüge der Welt zerbricht in einzelne, zusammenhanglose Wahrnehmungen, die sich nicht mehr in Begriffe fassen lassen. Machs Zertrümmerung des autonomen Subjekts bereitete zudem Freuds Einsicht vor, dass das Ich nicht Herr in seinem eigenen Hause sei, und wirkte auf Robert Musil, der über Mach promovierte und im *Mann ohne Eigenschaften* mit Ulrich einen Möglichkeitsmenschen ohne festen Charakterkern schuf.

KAPITEL 8

Mach und Mauthner

Ernst Mach und Fritz Mauthner teilen denselben Ausgangspunkt, einen radikalen Empirismus. Beide argumentieren, dass Erkenntnis auf Sinneseindrücken beruht und metaphysische Konstrukte wie Substanz, Seele oder das feste Ich Fiktionen sind. Der entscheidende Unterschied liegt im Medium der Kritik, in ihrem Ziel und in der Konsequenz für die Erkenntnisfähigkeit.

KRITERIUM	ERNST MACH	FRITZ MAUTHNER
Primärer Fokus	Sinnesphysiologie und Erkenntnislehre: Wie nehmen wir wahr?	Sprachphilosophie: Wie täuscht uns das Vokabular?
Status der Sprache	Ein pragmatisches Werkzeug der Denkökonomie.	Eine gewachsene Falle, ungeeignet für jede Form von Wahrheit.
Wissenschaft	Trotz der Auflösung des Ich bleibt funktionale Naturwissenschaft exakt möglich.	Wissenschaft beruht auf Wortberglauben und erzeugt bloßen Scheingewinn.
Endkonsequenz	Funktionale Beschreibung von Abhängigkeiten zwischen den Elementen.	Mystisches Verstummen, radikaler sprachlicher Skeptizismus.

Denkökonomie und Sprachfalle

Für Mach ist Sprache – wie die Mathematik – ein ökonomisches Hilfsmittel. Weil das Denken nicht unzählige einzelne Sinnesdaten zugleich festhalten kann, bündelt es wiederkehrende Muster in Namen und Begriffen: „Was auf einmal vorgestellt wird, erhält eine Bezeichnung, einen Namen.“ Sprache dient der Orientierung und der Arbeitersparnis. Sie bildet kein „Ding an sich“ ab, bleibt

aber für die Naturbeobachtung brauchbar, solange man sich bewusst ist, dass sie nur Zusammenhänge von Elementen zusammenfasst.

Mauthner dagegen sieht in der Sprache das Haupthindernis jeder Erkenntnis. Worte sind für ihn verkrustete Metaphern und gesellschaftliche Zufallsprodukte, die den Sinneseindrücken hinterherhinken. Während Mach glaubt, Begriffe ließen sich wissenschaftlich präzisieren, sieht Mauthner eine grundsätzliche Kluft: Sprache taugt zur Verständigung im Alltag, versagt aber vor jeder Erkenntnis der Welt.

Reform der Wissenschaft oder Abbau allen Wissens

Machs Ziel als Physiker war es, die Naturwissenschaft von metaphysischem Ballast zu befreien – etwa von Newtons absolutem Raum und absoluter Zeit oder von einer unbeweisbaren Atomhypothese. Erkenntnis ist für ihn möglich als Ermittlung von Funktionalbeziehungen: Nur die Abhängigkeiten der Erlebnisse voneinander wünschen wir zu kennen. Mach ist kein Nihilist, sondern ein methodischer Positivist.

Mauthner bestreitet dagegen, dass Wissenschaft überhaupt Gesetzmäßigkeiten formulieren könne, da sie dazu auf die trügerische Grammatik angewiesen sei, die etwa durch Substantive Dinge erfindet, wo nur Vorgänge sind. Wissenschaft wird für ihn letztlich zur Wortkunst; es gibt keine objektive Erkenntnis, nur sprachliche Gewohnheit.

Funktionalismus oder Schweigen

Mach löst das Problem, indem er die Trennung zwischen Innen und Außen aufhebt; die Welt besteht aus neutralen Elementen, Subjekt und Objekt sind Konstrukte. Die Konsequenz ist eine pragmatische, bewegliche Wissenschafts- und Lebenspraxis. Mauthner hingegen endet in einer „gottlosen Mystik“, wie er sie später nannte. Wer die Sprache durchschaut, muss am Ende schweigen, denn jedes weitere Wort schreibt die Täuschung fort. Sein eigenes Werk begreift er als Aufstieg, der sich selbst zerstört:

*Will ich emporklimmen in der Sprachkritik, [...] so muß ich die
Sprache hinter mir und vor mir und in mir vernichten von
Schritt zu Schritt, so muß ich jede Sprosse der Leiter
zertrümmern, indem ich sie betrete. Wer folgen will, der zimmere
die Sprossen wieder, um sie abermals zu zertrümmern.*

— Fritz Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, Bd. I,
Einleitung

Dieses Bild der Leiter kehrt bei Wittgenstein wieder – in abgewandelter Gestalt.

Der Bezug zu Chandos

Lord Chandos verkörpert das Spannungsfeld beider Denker. Seine Identität zerfällt nach Machs Muster in zusammenhanglose Einzelwahrnehmungen, während er zugleich nach Mauthners Befund die Unmöglichkeit erfährt, über diese Eindrücke mit den überlieferten Worten zu sprechen. Sein Schluss, er könne künftig nur in einer Sprache denken, „von deren Worten mir auch nicht eines bekannt ist“, ist die poetische Zuspitzung jener Sprachlosigkeit, die Mauthner forderte.

KAPITEL 9

Wittgenstein: Die Grenze der Sprache

Ludwig Wittgenstein führt in der *Logisch-philosophischen Abhandlung* von 1921, bekannt als *Tractatus logico-philosophicus*, die Linien Machs und Mauthners zusammen, verschärft deren Skepsis jedoch mit den Mitteln der modernen Logik Gottlob Freges und Bertrand Russells. Er teilt ihre Abneigung gegen Metaphysik, ersetzt aber Machs sinnesphysiologischen Ansatz und Mauthners kulturhistorische Sprachkritik durch eine strenge logische Grenzziehung.

Von Mach zur logischen Atomistik

Mach sagt: Die Welt besteht aus Empfindungen. Wittgenstein setzt gleich im ersten Satz dagegen: „Die Welt ist alles, was der Fall ist“, und präzisiert: „Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“ (1; 1.1) Ihn interessieren nicht Sinnesorgane oder Nervenreize, sondern die formale Struktur von Sachverhalten.

Machs Befund, dass sich im Bewusstseinsfeld kein Subjekt finden lässt, übernimmt Wittgenstein, formuliert ihn aber sprachanalytisch: „Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt.“ (5.632) Wie das Auge, das im eigenen Gesichtsfeld nicht vorkommt – ein Bild, in dem man oft eine Anspielung auf Machs Zeichnung gesehen hat –, lässt sich das Ich nicht in Sätzen über die Welt beschreiben.

Auch Machs Kritik an der Kausalität, die er durch die Beschreibung funktionaler Abhängigkeiten ersetzen wollte, treibt Wittgenstein zur logischen Konsequenz:

Die Ereignisse der Zukunft können wir nicht aus den gegenwärtigen erschliessen. Der Glaube an den Kausalnexus ist der Aberglaube.

— Ludwig Wittgenstein, *Tractatus*, 5.1361

Die Abgrenzung von Mauthner

Mauthner ist einer der ganz wenigen zeitgenössischen Denker, die Wittgenstein im *Tractatus* namentlich nennt – und zwar zur ausdrücklichen Abgrenzung:

Alle Philosophie ist »Sprachkritik«. (Allerdings nicht im Sinne Mauthners.)

— Ludwig Wittgenstein, *Tractatus*, 4.0031

Der Unterschied liegt in der Methode. Mauthner betrieb Sprachkritik psychologisch, historisch und etymologisch; er untersuchte, wie Wörter durch die Kulturgeschichte abgenutzt und mehrdeutig werden, und schloss daraus resigniert auf die grundsätzliche Unbrauchbarkeit der Sprache. Für Wittgenstein ist die Sprache nicht von Natur aus defekt; sie besitzt eine vollkommene innere logische Ordnung. Ein Satz ist ein Bild, ein logisches Modell eines Sachverhalts. Missverständnisse entstehen nur, weil die Umgangssprache ihre logische Form verbirgt: „Die Sprache verkleidet den Gedanken.“ (4.002) Wo Mauthner ein chaotisches Metapherngespinnst sieht, erkennt Wittgenstein eine exakte Abbildung der Wirklichkeit, die durch logische Analyse freizulegen ist.

Die Leiter und das Schweigen

Am Ende des *Tractatus* mündet diese strenge Konstruktion in eine Konsequenz, die Mauthners Verstummen erstaunlich nahekommt. Wittgenstein scheidet das Sagbare, die Sätze der Naturwissenschaft über Tatsachen, vom Unsagbaren: Ethik, Ästhetik, Sinn des Lebens und Metaphysik lassen sich

nicht logisch abbilden; sie zeigen sich nur, und Wittgenstein nennt dies das Mystische. Um den Status seiner eigenen Sätze zu bezeichnen, greift er zum Bild der Leiter:

Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)

— Ludwig Wittgenstein, *Tractatus*, 6.54

Der Unterschied zu Mauthner ist aufschlussreich: Mauthner zertrümmert jede Sprosse schon beim Betreten; Wittgenstein wirft die Leiter erst weg, wenn der Aufstieg vollbracht ist. Der berühmte Schlusssatz zieht den Strich unter die Sprachkrise der Jahrhundertwende:

Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.

— Ludwig Wittgenstein, *Tractatus*, 7

Wo Chandos noch klagt und Mauthner resigniert, zieht Wittgenstein eine scharfe Grenzlinie. Er rettet die exakte Wissenschaft durch logische Genauigkeit und verweist zugleich alles, was dem Menschen existenziell wesentlich ist, in den Raum des Schweigens jenseits der Sprache – jenen Raum, in dem Hofmannsthals Lord Chandos die stummen Dinge zu sich sprechen hört.